

Jungen und ihre Gewalt

Reinhard Winter

Aus der Perspektive von Jungen, die Gewalt ausüben, ist diese durchaus funktional. Gewalt ist „Action“, in Gewaltaktionen werden Gefühle ausgelebt, Gewalt sichert Status und konstruiert Männlichkeit. Ohne diese Sinnaspekte zu verstehen und ohne ein Angebot von attraktiven Alternativen ist Gewaltprävention mit Jungen nicht möglich.

Kultivierung von Aggression

Über die Begriffe „Aggression“ und „Gewalt“ und ihre Differenzierung lässt sich vorzüglich und grenzenlos streiten. Pragmatisch gesehen ist das nicht hilfreich. Die Begriffe werden alltagssprachlich häufig (fast) synonym verwendet. Diese Vermischung ist für die Arbeit mit Jungen und jungen Männern hinderlich. In der pädagogischen Arbeit mit Jungen hat sich die Unterscheidung und unterschiedliche Bewertung von „Aggression“ und „Gewalt“ durchgesetzt. Aggression im pädagogischen Sinn meint „etwas angehen“ oder „rangehen“, „anpacken“ (lat. *aggredi*: herangehen, angreifen). Aggression ist eine innere Kraft, eine positive Energie; Aggression ist deshalb gut. Sie kann mit Emotionen verknüpft sein, muss es aber nicht. Sie kann sich körperlich ausdrücken, muss es aber nicht. Unter „Gewalt“ verstehen wir destruktiv ausagierte Aggression. Wo gute Aggression aufhört und schlechte Gewalt anfängt, lässt sich oft gar nicht so genau sagen. Im Zweifel definieren die Grenze die Opfer. Ob wir eine Handlung als „Gewalt“ bezeichnen,

ist dabei eng ans Geschlecht gekoppelt (z.B. bei einer Rauferei unter Jungen).

Wie andere menschliche Energien (z.B. Liebe, Sexualität, Phantasie) muss Aggression in der Sozialisation „kultiviert“ werden. Aggressionskultivierung ist eine wichtige Entwicklungsaufgabe, Teil von Erziehung und Bildung. Eine Aufgabe von Pädagogik ist es, zur Aggressionskultivierung beizutragen und nicht etwa Aggression zu unterbinden. Wo Jungen Gewalt ausüben, hat diese Facette der Bildung versagt. Lediglich individualisierte Zugänge zur Jungengewalt sind deshalb auch wenig nützlich. Das primäre Versagen liegt nicht bei den Jungen. Dieser „kulturelle Faktor“ ist in der Tat sehr bedeutsam: im Hinblick auf die Kultivierung des Aggressiven, aber auch immer dann, wenn es um die Grenze zwischen Aggression und Gewalt und um die Legitimität von Gewalt geht. Das wird besonders dort spürbar, wo es Jugendliche aus unterschiedlichen kulturellen Herkunftsn miteinander zu tun haben (Stadt - Land; nationale, religiöse, ethnische Herkunft; Bildung; Geschlecht) und wo es Ausgrenzung, Spannungen oder Konflikte gibt.

Aggression und Gewalt – Verbindung und Trennung

Ohne Verbindung zu sich selbst und zu anderen wird Aggression destruktiv. Ein Abgeschnitten-Sein von der eigenen Aggression macht Gewalt wahrscheinlicher. Umgekehrt kann Gewalt durch die Verbindung zu eigenen Aggressionen und die Integration von Aggression verhindert werden. Gewalt beruht auf Trennung und Distanz. Faktisch sind alle Menschen auf vielfältige Weise miteinander verbunden, Getrenntsein ist eine Illusion – diese weist aber im Druck zur Individualisierung eine funktionale Notwendigkeit auf. Trennung kann auf vielfältige Weise entstehen oder hergestellt werden. In Bezug auf Jungen, die gewalttätig werden, sind von Bedeutung: Fremdheit, Andersartigkeit, Hierarchie und Abwertung (oben - unten), Wertigkeit (gut - schlecht, besser - schlechter), aber auch latente Schuldgefühle oder Schuldzuschreibungen. Trennung als Voraussetzung für Gewalt gilt im übrigen nicht nur, wenn sich die Gewalt nach außen oder gegen andere Personen richtet. Bei Gewalt gegen Sachen oder gegen die natürliche Umwelt, selbst bei Gewalt gegen sich selbst dominiert die Annahme oder das Gefühl einer Trennung. Im extremen, massiven Gewalthandeln können wir dies bei Gewalttätern häufig gut beobachten, die in gewisser Weise „außer sich“ sind, also in einer ganz extremen Trennung von sich selbst und von allem anderen.

Die „männliche Variante“ erleichtert Trennung und Distanzierung von anderen. Einerseits bauen Männlichkeitsvorstellungen, die auf Konkurrenz und Wettbewerb basieren oder männliche Autonomie-Ansprüche betonen, auf Abgrenzung und Trennung auf. Andererseits fördern familiäre Grundkonstellationen die Momente Distanz und Selbstisolation: Als Entspannung der frühkindlichen Ambivalenz in der Lösung der primären Beziehung (Mutter - Sohn) bietet es sich für viele Jungen an, aus der Beziehung zu gehen und sich „etwas drittes“ zu suchen (z.B. beziehungsarmes, eher technisches Spielzeug; eine Aufgabe; später Berufsarbeit). Der von vielen Jungen als fehlend oder schlecht entwickelt empfundene väterliche Halt, die mangelhafte begrenzende Kraft und die unsichere Beziehung zum Vater kann ebenfalls einen Beitrag dazu leisten, dass Jungen sich als unverbunden erleben. Solche Einflüsse der männlichen Variante sind gewichtig und individuell bedeutsam. Sie können deshalb dort, wo Jungen sich gewalttätig oder gewaltnah verhalten, nicht durch ein paar Übungen, durch moralische Ansprachen, Meinungskampagnen oder kurzfristige Interventionen aufgelöst werden. Hier

brauchen Jungen mehr - sicher auch Verhaltens- und Männlichkeitsalternativen, vor allem aber längerfristig stabile Beziehungen.

Wenn Gewalt durch Trennung möglich wird und Jungen sich in gewisser Weise näher am Mechanismus der Abtrennung befinden, dann heißt das auf der anderen Seite: Es fehlt Verbindung, Verbindendes, Beziehung, Kontakt. So kann als Aufgabe der Pädagogik bestimmt werden: Das Herstellen von Beziehung, von Bindung, von Verbindung. Entwicklung und Förderung von Verbindungen, insbesondere von Beziehungen, sind wichtige Ziele der Pädagogik mit Jungen. Dabei geht es um die Verbindung „nach außen“ zu anderen Menschen und zur dinglichen Welt, und gleichermaßen um die Verbindung „nach innen“, den Kontakt zu sich selbst. Ganz besonders geht es um den Selbstbezug zur eigenen Aggression, zu eigenen Gefühlen, zu Gewaltphantasien, Ablehnungsängsten, Abwertungstendenzen u.Ä.

Lebensphase und Jungengewalt

In der Jugendphase sind Gewaltvorfälle relativ häufig. Die pubertäre Entwicklungsdynamik, die zunehmende körperliche Kraft der Jungen und der Wunsch, diese Kraft zu agieren, die Ablösung vom begrenzenden sozialen Umfeld der Familie und die Energie in Jugendkulturen – all dies trägt zu einer Zuspitzung der Gewaltproblematik in diesem Alter bei. Und es leuchtet ein, dass sich vieles quasi von selbst auch wieder auswächst. Für viele Jungen gehören temporäres Gewaltverhalten wie auch andere Formen der Kriminalität zum Erfahrungsraum in der Jugendphase. In Kindheit und Jugend wollen Jungen sich und ihre Möglichkeiten ausprobieren. Gewalt kann dann als Teil eines „Versuchshandelns“ bewertet werden, als spezifisches Forschungsprojekt und Verhaltensexperiment oder auch als Realitätstest.

Entscheidend dafür, ob und in welchem Ausmaß Jungen in dieser Lebensphase gewalttätig werden, sind ihr soziales Herkunftsmilieu und ihre bisherige Biografie. Das Risiko, selbst gewalttätig zu werden, wird durch eigene Gewaltwiderfahrnisse und Opfererlebnisse der Jungen erhöht. Auch wenn Jungen Zeuge von Gewalt werden, wenn sie Gewalt als erlebte erfolgreiche (v.a. väterliche, männliche) Handlungsstrategie erfahren oder wenn sie extreme Gewaltausbrüche miterleben, übernehmen sie eher solches Verhalten und agieren es aus. Hier wirken Formen des Lernens am Modell genauso, wie die aktive Abwehr von Opfer- und



Ohnmachtserfahrungen als Gewalt. Ein weiterer biografischer Faktor sind Medieneinflüsse. Insbesondere gewalttagierende Computer- und Konsolenspiele können eine Form der Einübung und der sukzessiven Desensibilisierung darstellen. Dies sind alles keine notwendigen Zusammenhänge, aber es gibt Korrelationen, die Bedeutung haben und auch pädagogisch beachtet sein wollen.

Sinnaspekte der Jungengewalt

Aus der Perspektive von Jungen, die Gewalt ausüben, ist Gewalt durchaus funktional. Wenn wir mit solchen Jungen arbeiten und wenn wir vielleicht überlegen, wie der Gewalt bereits im Vorfeld begegnet werden könnte, ist es wichtig, ihre Sinnaspekte zu verstehen. Über solche Sinnaspekte kommen wir den Wurzeln der Gewalt von Jungen näher. Deshalb ist es für die Arbeit mit Jungen nützlich und essentiell, sich mit dem Sinn von Gewalt aus der Jungenperspektive zu befassen. Mit Jungen gemeinsam gegen Gewalt zu arbeiten heißt, diesen Sinnaspekten Alternativen gegenüberzustellen.

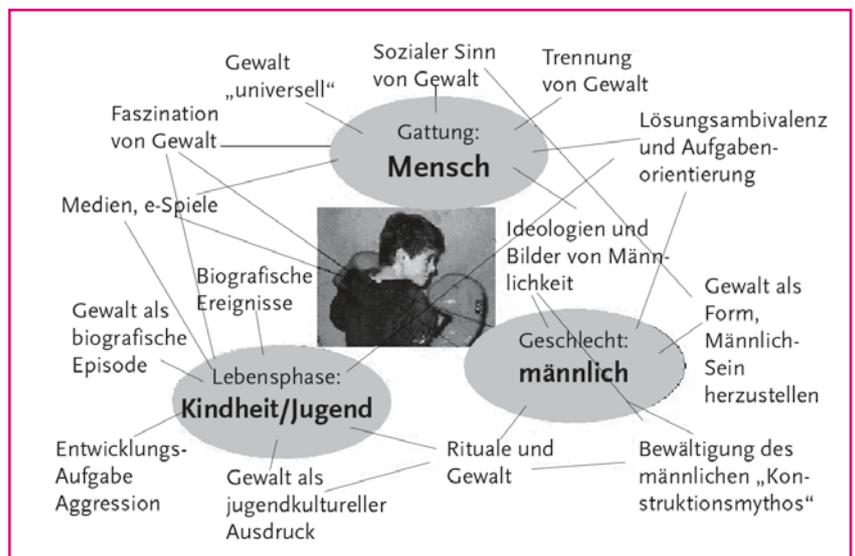
Versuchen wir, solche Sinnaspekte der Jungengewalt zu erschließen, dann öffnen sich verschiedene thematische Felder, die von Jungen oder auch von Menschen, die mit Jungen arbeiten, als „gute Gründe“ für Gewalt benannt werden. Wir können diese in fünf Gruppen clustern: Erleben und Erfahren, Gefühle, Status, Mannwerden und Mannsein, sowie Männlichkeit.

Jungengewalt ergibt Sinn: Erleben und Erfahren

Gewalt ist „Action“. Jungen können im Gewalthandeln viel erleben und erfahren. Gewalt macht Jungen deshalb Spaß und wird als „lustig“ bezeichnet, was nicht zuletzt in und über Medien (Fernsehen, Konsolenspiele, „happy slapping“) hinreichend demonstriert wird. Gewalt ist aber auch eine gute Möglichkeit, sich selbst zu spüren. Sie bietet intensives Erleben vor, während und auch nach der Gewalt. Gefährliche Erlebnisse, durchlittene Erfahrungen und erfolgreiches Handeln machen den Jüngling zum Helden. Wer ein Held werden will, braucht solche Erlebnisse – ein weiterer guter Grund für Gewalthandeln. Indem sich Jungen für eine (in ihren Augen) „gute Sache“ einsetzen und diese als Legitimation für Gewalt verwenden, markieren sie sich als Held, sie spüren ihr eigenes

Heldsein und produzieren Heldensagen, die mit dem gewaltförmigen Handeln verbunden sind. Auch für den Wunsch, sich als mächtig zu erleben, sich selbst in einer Machtposition zu erfahren, kann Gewalt dienen. Im Gewalthandeln werden Allmachtsgefühle frei und erlebbar.

Für manche Jungen ist Gewalt eine Form des Kontakts zu anderen Menschen, für den sie ohne gewaltförmiges Handeln keine legitime Möglichkeit kennen. Sie spüren sich direkt, körperlich, erfahrbar, nahe und „haptisch“ in Verbindung mit anderen (Jungen), sie nutzen aggressives Verhalten für den legitimen (Körper-) Kontakt. Von außen kann das wie Gewalt aussehen und wird auch oft so erlebt.



Schließlich öffnet Gewalt die Möglichkeit, an Grenzen zu kommen und Grenzen zu entdecken. Gewalt ermöglicht eigene Grenzen zu erfahren sowie an körperliche und mentale Grenzen zu stoßen – letztlich bis hin zur Grenze des Todes.

Jungengewalt ergibt Sinn: Gefühle agieren!

In Gewaltaktionen wird es intensiv, es entsteht Spannung, große Emotionen werden ausgelöst und können erlebt werden: Macht, Hass, Angst. Auch emotionale Aufladungen, angestaute Gefühle können über Gewalt ausagiert werden, besonders gezielte oder ungezielte Wut und Rachegefühle finden in der Gewalt expressive Kanäle.

Ein weiterer Sinnaspekt der Gewalt besteht darin, dass Jungen über gewaltförmiges Handeln versuchen, unerwünschte Gefühle „umzukehren“. In der Gewalt wird dann aus unterdrückter Traurigkeit demonstrativ Spaß und Freude. Angst, Kränkung oder Verletzlichkeit mün-

den in expressive Gefühle von Überlegenheit, Macht oder Hass. Gleichzeitig dient Gewalt bei Jungen häufig auch als Versuch, bestimmte Gefühle abzuwehren, also gewissermaßen als emotionales „Gegengift“ gegen Emotionen. Insbesondere Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht wollen und müssen manche Jungen abwehren, weil sie sich davon in ihrer Existenz bedroht fühlen. Auch als Abwehr von Versagensängsten (bei Jungen insbesondere vor dem Versagen „als Mann“) kann Gewalt nützlich sein.

Jungengewalt ergibt Sinn: Status!

Statusthemen haben für viele Jungen eine hohe Bedeutung. Wer sie „sind“ oder wer sie sein möchten leiten sie von ihrem Status in sozialen Bezügen ab. Je mehr Status, desto mehr ist ein Junge oben, dominant, der Chef oder ein Held. Dementsprechend ergibt Gewalt immer auch Sinn in Bezug auf den sozialen Status von Jungen. Personale Gewalt kann eine Form der Anerkennung, der Resonanz auf das Gegenüber, auch der Achtung sein, indem eine Person als „würdiger Gegner“ respektiert wird. Umgekehrt wird personale Gewalt häufig als extreme Form der Abwertung verwendet, unter Jungen als spezifische Statusabwertung bis hin zur Statusvernichtung („Du bist nichts“). Unter Jungen werden gewaltförmige Aktionen häufig als eine Form des Wettbewerbs gesehen. Damit kann ein Junge seine Position in der Gruppe sichern oder verbessern. Der Sinn der Gewalt bezieht sich hier auf den Status, also die Vergewisserung der eigenen Position in der Clique, aber oft auch darüber hinaus in einem größeren sozialen Umfeld – und sei es auch nur in der Phantasie des Jungen.

Schon die Nähe zur Gewalt, die Gewaltaffinität dient bisweilen als (angenommene) Statusverbesserung, nämlich dort, wo Gewaltaktionen als „cool“ bewertet werden oder wo bestimmte Gewaltformen als Kompetenzen gesehen werden. Dient Gewalt einerseits der Statussicherung, kann sie umgekehrt auch als Verarbeitung von Statusabwertung funktional sein, nämlich dort, wo Jungen „Selbstwertdemontage“ erleiden mussten. Oft geben Gewaltaktionen wichtige Hinweise auf solche Kränkungen.

Gewalt ist darüber hinaus in Bezug auf die Beziehung zwischen Täter und Opfer bedeutsam. Gewalt gibt Jungen die Möglichkeit, einen eindeutig überlegenen Status zu demonstrieren und das Gegenüber zu dominieren, verbunden mit einem entsprechenden

Lustempfinden oder auch als Bewältigung selbst erfahrener Ohnmachts- und Unterlegenheitsgefühle.

Jungengewalt ergibt Sinn: Männlichkeit

Männlichkeit und Mann-Sein meint Verschiedenes, deshalb ist auch hier die Unterscheidung wichtig: „Männlichkeit“ beschreibt die Normen und Ideale, die mit dem Männlich-Sein verbunden werden, verdichtet und aufgeladen als Ideologien des Männlichen. „Mann-Sein“ bzw. „Junge-Sein“ bezieht sich auf das Gelebte, das Geschlechtliche als persönliches, individuelles und konkretes Handeln. Das Mann-Werden als Prozess zielt quasi auf beides: auf das spätere Mann-Sein mit Hilfe von oder auch in Abgrenzung zu (traditionellen) Männlichkeitsvorstellungen.

In Teile von Männlichkeitsideologien scheinen gewaltförmige oder -nahe Handlungsweisen eingewoben und „erlaubt“, z.B. wenn es um Machtgewinn und Machterhalt geht, das rücksichtslose Verfolgen eigener Ziele, das Durchsetzen eigener Interessen mit viel Energie und Kraft, die Erweiterung des Einflussbereichs. In diesem Kontext wird Gewalt zwar teilweise verurteilt und bestraft, gleichzeitig aber subtil positiv anerkannt. Gewalt gilt dann als „zu viel Männlichkeit“, der Junge oder Mann hat eben etwas „übers Ziel hinaus geschossen“.

Demonstrative Aggression und Gewalt können darüber hinaus als extreme Form männlicher Kulturen gesehen werden: Umgangsformen, harte Wettkämpfe oder ritualisierte Gewalt in Initiationszeremonien sind bisweilen Teil der Männerkulturen¹. In diesen Kulturen oder aus ihrem kulturellen Verständnis heraus kann Gewalt auch legitimiert werden, insbesondere wenn es um den Schutz der eigenen Person und der persönlichen Integrität (Ehre) geht, wenn als traditionell männliche Aufgabe der Schutz der Gruppe, Clique, Familie oder des Clans gefährdet ist oder – traditionell unter dem Begriff der „Ritterlichkeit“ gefasst – das Schützen von Frauen angezeigt ist. Wettbewerbe sind gleichermaßen Teil der Männlichkeitskulturen², wie auch eine individuelle Möglichkeit, das Männlich-Sein zu konstruieren, sich zu bewähren und zu beweisen als „männlich“.

Bei solchen Männlichkeitskulturen gibt es zwar universelle Metathemen und Aspekte, die in vielen Kulturen zu finden sind (z.B. Wettbewerb, Statusbe-

1) Vgl. dazu auch Gilmore, D.: Mythos Mann. München und Zürich 1991.

2) Vgl. Meuser, Michael: „Doing Masculinity“ – Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns, in: Dackweiler, R.-M./Schäfer, R. (Hg.): Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt, Frankfurt a.M., 2002, S. 53-78



züge, Aufgabe). Eine allgemeine Männlichkeit gibt es jedoch nicht. Männlichkeitsideologien unterscheiden sich ganz enorm nach sozialer Schicht und Bildung, nach national-ethnischen Kulturen, nach politischer Orientierung, Religionszugehörigkeit oder regionaler Herkunft. Dementsprechend wird auch im Zusammenhang mit Gewalt der kulturelle Kontext bedeutsam, in dem sich der Junge befindet. Eine als Beleidigung interpretierte Äußerung kann im einen kulturellen Fall eine gewaltförmige Reaktion des Jungen unbedingt notwendig machen, weil er sonst nicht männlich ist, während im anderen Fall das Zuschlagen als Verlust der männlichen Fassung, als beschämende Entmännlichung gewertet werden würde: ein Junge, der „sich nicht im Griff“ hat. Je offener, je pluralisierter sich Kulturen, Ideologien und Traditionen darstellen, desto uneindeutiger ist auch Männlichkeit in Bezug auf Gewalt. Hier sind Vergewisserungen und Diskurse, etwa über die Grenze zwischen Aggression und Gewalt oder Grenzen der kulturellen Toleranz, auf vielen Ebenen unabdingbar – mit Jungen, aber auch und gerade in Teams, die mit Jungen arbeiten.

Jungengewalt ergibt Sinn:

Mann-Werden und Mann-Sein

Individuell versuchen gewalttätige Jungen ein Segment ihrer Persönlichkeit über gewaltförmiges Handeln herzustellen. Sie konstruieren ihre männliche Identität entlang einer einfachen, fast schon mathematischen Formel³, in die sie ihre Wahrnehmungen in Bezug auf Männlichkeit, Darstellungen des Männlichen und gleichermaßen gesellschaftliche Gewaltdiskurse mit einbeziehen: Gewalt = männlich; ich = gewaltaffin oder gewalttätig, also: ich = männlich. Das ist nicht nur aus der Sicht von Jungen logisch und sinnvoll. In ähnlicher Weise kann Gewalthandeln eine Art „männlichen Identitäts-Anker“ abgeben: Bevor ich „nichts“ bin, gar keinen sozialen Status habe (aber auch gar kein Selbst-Bewusstsein), bin ich lieber ein Schläger, eine Gefahr, ein Gewalttäter. Dies verschärft sich noch in gewaltnahen Szenen, die eine starke ideologische Aufladung bieten: Nazi, Hooligan, Rocker u.Ä. Damit konstruieren Jungen über ihre Gewalt gleichzeitig ihr eigenes Männlich-Sein, ihre Gruppenzugehörigkeit zu den Männern und Geschlechterdifferenz. Hier übernehmen sie quasi auch eine Dienstleistungsfunktion für Weiblichkeit. Denn über die Abgrenzung zur „männlichen“ Gewalt können auch Mädchen und Frauen ihre Geschlechtlichkeit und Geschlechterdifferenz konstruieren (die friedfertige Frau).

3) wenn $a = b$, und $b = c$, dann $a = c$

Über das Individuelle hinaus ergibt Gewalt also auch sozial einen Sinn. Wo Männlichkeit das Machtvolle als Merkmal des Männlichen vorgibt, bietet Gewalt als Demonstration überlegener Macht dem Männlichen Nahrung. Ebenso wird Wettbewerb als maßgeblicher Teil von Männlichkeit vorgegeben und wahrgenommen. Also versuchen Jungen, sich im Wettbewerb ihr Männlich-Sein anzueignen und zu beweisen, vor allem unter Jungen und zwischen Jungen und Männern. Manche Formen des Gewalthandelns (reziproke Gewalt) können als Extrem dieses Wettbewerbs verstanden werden. Im Akt der Gewalt machen Jungen in Bezug auf Männlichkeit im Prinzip nichts anderes, als etwa intellektuelle Jungen, die sich verbal über musikalische Stilrichtungen streiten.

Eine andere Facette der Männlichkeit ist es, eine Aufgabe zu haben, bis hin zu einem „höheren Auftrag“. Gewalt bietet Jungen die Möglichkeit, ihr Männlichsein über eine definierte Aufgabe zu markieren: Indem ich eine Aufgabe habe, gebe ich mir männlichen Selbst-Sinn. (So wie für viele Mädchen „Beziehung haben“ als weiblicher Selbst-Sinn herangezogen wird.) Solche Aufgaben können in gewissen Milieus eng mit Gewalt verknüpft werden, z.B. der „Kampf gegen Überfremdung“, der in den Augen der Jungen Gewalt legitimiert. Das gemeinsame Ziel in der Aufgabe schafft dann einen männlich-kollektiven Sinn, in den sich instabile Jungen und Männer „einhängen“, an dem sie sich aufrichten und aufwerten können.

Macht gilt traditionell als eine wichtige Form, um Männlichkeit zu demonstrieren und damit auch individuell die Zugehörigkeit zum Männlichen herzustellen. Diese männliche Macht drückt sich z.B. in Verfügungsgewalt über andere, in Dominanz oder Abwertung aus. Die Funktion der Macht für das Mannsein gilt auch heute noch für viele Jungen (und Männer), insbesondere für solche, die nur über ein geringes Repertoire an Ausdrucksmöglichkeiten und wenige Ressourcen verfügen.

Umgekehrt bedroht Ohnmacht bei einem Teil der Jungen und Männer ihr „Männlich-Sein“ und damit ihre ganze Person. Opfer werden, ausgeliefert oder ohnmächtig zu sein korrespondiert nicht mit Ansprüchen der Männlichkeit. Auch die Zuschreibung des Opferstatus wird von vielen Jungen als Stigma oder Makel erlebt. Reale oder bereits schon drohende Ohnmachtserfahrung macht bei solchen Jungen heftige Aktion notwendig und führt dann leichter zur Gewalt. Auch in solchen Fällen geht die Energie in der

Pädagogik meistens in Richtung Gewalt. Um wirksam zu sein, müsste sich Pädagogik mit Jungen aber stärker auf die Themen Macht und Ohnmacht beziehen. Sie müsste Alternativen zur „Macht-Männlichkeit“ durch konstruktive Angebote vermitteln oder Jungen sukzessiv darin unterstützen, Ohnmacht zu überleben oder erlittene Ohnmachtserfahrungen zu bewältigen (z.B. durch Medienarbeit, Beratung, sozialtherapeutische Arbeit, Erlebnispädagogik).

Gewaltprävention und Jungenarbeit

An dieser Stelle ist zunächst eine definitorische Präzisierung wichtig: Jungenarbeit ist Jungenarbeit – und keine Prävention. Zwar kann Jungenarbeit im erwünschten Nebeneffekt durchaus auch präventiv gewaltreduzierend oder -verhindernd wirken, aber das ist nicht das primäre Anliegen von Jungenarbeit. Natürlich darf es trotzdem Prävention geben, und wo sie tatsächlich gefährdete und gefährliche Jungen erreicht, ist sie sicher sinnvoll. (Allerdings weisen entsprechende Studien eher in die Richtung, dass das, was üblicherweise unter Gewaltprävention läuft, diesem Anspruch kaum genügt⁴.)

Angebote differenzieren

Weil es „die“ Jungengewalt nicht gibt, weil sich Gewalt extrem ausdifferenziert und nur so verstehbar ist, weil sie eben unterschiedlich sinnvoll ist, kann „Breitbandprävention“ kaum effizient sein, die sich an alle Jungen richtet und die zudem dann aufhört, wenn ein (kleiner) Teil der Jungen wirklich gefährlich wird, nämlich im mittleren und späteren Jugendalter. Nötig sind deshalb differenzierte Ansätze und Konzepte für Prävention – also nicht „immer dasselbe“ und auch nicht „immer auf die Kleinen“. Es leuchtet keineswegs ein, dass Jungen Zielgruppe von Gewaltprävention werden und diese über sich ergehen lassen müssen, wenn z.B. schulische Strukturen oder Eltern ursächlich für die Gewaltäußerungen verantwortlich zu machen sind. Dann müsste dort entwickelt werden und nicht bei den Jungen.

Bedürfnisse erschließen

Wo es zu Gewalt kommt, wo Jungen tatsächlich grenzüberschreitend und gewaltbereit sind, wo Jungen das Thema Gewalt in Institutionen mitbringen, muss in einem ersten Schritt versucht werden, den jeweiligen sozialen Sinn von Gewalt wahrzunehmen

und verdeckte Bedürfnisse als solche (gemeinsam mit Jungen) zu erschließen und anzuerkennen. In einem zweiten Schritt benötigen Jungen Angebote für andere Lösungsmöglichkeiten im Sinn „funktionaler Äquivalente“. Ohne authentische Antworten auf Jungenfragen hinter der Gewalt wird dies schwierig. Was antwortet der Jungenarbeiter auf die berechtigte Frage: „Was ist männlich?“ Wo von Jungen das Männliche gesucht wird und Pädagogen damit angefragt sind, ist es notwendig, tragfähige Konzepte des Männlichen in der Moderne anzubieten, „Genderbildung“ zu betreiben und nicht auf eine Demontage oder Depotenzenierung des oft ohnehin fragil Männlichen zu zielen. Dabei geht es in der Arbeit mit Jungen stets auch darum, ihre Aggression anzuerkennen und einen Beitrag zur Aggressionskultivierung zu leisten. Der Bezugspunkt für Pädagogik mit Jungen ist dementsprechend der Bereich und die Möglichkeit „männlich und nicht gewalttätig“.

Kompetenzen erweitern

Pädagogische Ansätze brauchen den Bezug aufs Gelingende: was sollen Jungen machen, wie sollen Jungen sein, wenn sie nicht gewalttätig sind? Das Variablenmodell „gelingendes Jungesein“ bietet hier Ansätze, um pädagogisches Handeln in Bezug auf Jungengewalt auszurichten, die ich hier nur kurz andeuten möchte: Die Wahrscheinlichkeit von Gewalthandeln nimmt zu, wenn bei Jungen die Aspekte des Variablenmodells Aktivität, Lösung, Konflikt und Stärke stark entwickelt sind, während die Jungen die Aspekte Reflexion, Bindung, Schutz und Begrenztheit (zu) wenig entfaltet haben. Ziel und Aufgabe von Pädagogik mit Jungen im Zusammenhang mit der Arbeit am Thema Gewalt ist dann, Jungen darin zu unterstützen, weniger entwickelte Aspekte zu entfalten und anzubieten, was ihnen bislang vorenthalten wurde: nämlich Zuwendung, Anleitung, Unterstützung, Vorbilder, und dabei die Chance, sich diese Aspekte anzueignen. Anders gesagt geht es um die Erweiterung der Kompetenz als Wissen und Handeln, also auch hier um Bildung. Jungen sollen und dürfen dabei ihre männlichen Möglichkeiten – nennen wir diese einfach „männliche Potenzen“ – entfalten. Und das gelingt, wie jede Pädagogik, primär über Beziehung und nicht über Moral.

4) vgl. Winter, R./Neubauer, G.: Recherche über den Stand Geschlechter differenzierender Aspekte in Angeboten der Gewaltprävention in der außerschulischen Jugendarbeit. Unv. Studie im Auftrag des DJI – Deutsches Jugendinstitut München. Tübingen 2005.